

Gratis-Beilage zur
Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck
in Thorn.

Zwei Schwestern.

Novelle von Chr. Kimmich.

(Fortsetzung.)

Mehrmals schon hatte ich mir fest vorgenommen, Klara meine Liebe zu erklären, umsomehr, als ich nicht mehr ohne Hoffnung auf Gegenliebe war, wenigstens war sie mir, ich war hievon fest überzeugt, nicht gerade abgeneigt. — So oft ich jedoch unsere Unterhaltung so hinlenkte, um einen Punkt zum Beginn meiner Erklärung zu bekommen, so oft wich sie mir wieder geschickt aus. Sie nannte mich, sobald ich ernst zu werden begann, einen sentimentalen Schwärmer und lachte dabei so herzlich, daß ich mit einstimmen mußte, ließ auch nicht selten ihrer leicht erregbaren Spottlust die Zügel schießen und sobald ich jenes Lächeln auf ihrem schönen Gesicht sah, das ihren witzsprühenden Worten voranzugehen pflegte, so war es mit den besten Vorsätzen geschehen, denn um alles in der Welt suchte ich es zu verhüten, von ihr verspottet zu werden. — So kam Weihnachten heran, das Fest der Freude und des Friedens. Meine Mutter lud die Mädchen am heiligen Abend zur Bescherung ein und diese sagten gerne zu. Sie hatte für jede einige Geschenke in Bereitschaft; ich selbst hatte ebenfalls einiges von einer kurzen Reise mitgebracht, das ich durch meine Mutter übergeben lassen wollte, da ich selbst kein Recht hiezu besaß.

Der Abend verlief in schönster Harmonie. — Die beiden Mädchen waren sehr erfreut über die Gaben meiner Mutter. Klara v. Welsen fand einige neue Musikstücke, die sie sich gewünscht, sowie einige Bücher vor, nach denen sie Verlangen getragen hatte. Nachdem die Bescherung vorüber, setzte sich Klara ans Klavier, trug einige Lieder vor und sang mit ihrer silberhellen Stimme dazu.

Mir war so feierlich zu Mute, ich befand mich in einer Stimmung, wie noch nie im Leben.

Heute oder nie! rief eine Stimme in mir und als sich meine Mutter einmal mit Hertha entfernte, um nachzusehen, ob sich die Dienerschaft des Hauses bei dem ihr gereichten Mahle wohlbefinde, ergriff ich, zagenden, bangenden Herzens, das Wort. „Fräulein Klara," begann ich, mehrmals stockend; „seit Wochen schon stehe ich im Begriff, Ihnen ein Geständnis zu machen, fand aber nie den rechten Mut dazu; einmal aber muß es gesagt sein, soll es mir nicht das Herz abdrücken: ich liebe Sie, Fräulein Klara!" — Sie blickte mich einen Moment forschend an, dann lachte sie plötzlich hell auf. Mir sank der Mut gewaltig bei diesem Lachen; es klang wie das Grabgeläute meiner Hoffnungen in mein Ohr.



Zwei Schwestern. Klara blickte mich einen Moment forschend an, dann lachte sie plötzlich hell auf.

„Sie lachen," fuhr ich fort, „und doch ist es mein heiliger Ernst; doch würde ich mein Bestes opfern, um Ihre Gegenliebe zu erringen." Nun wurde sie plötzlich ernst und blickte mich mit Augen an, als sei ich ihr bislang ein Fremder gewesen, der sie nichts anging.

„Ja," fuhr ich fort, „ich liebe Sie mit der ganzen Kraft eines unentweihten Herzens und bitte Sie, Klara: werden Sie meine Frau." Sie schwieg unausgesetzt und schaute mich noch immer mit demselben rätselhaften Blick an.

„Ich weiß," fuhr ich wiederum fort, „daß ich Ihnen nicht das zu bieten habe, worauf Sie mit Ihrem Geist, Ihrer Schönheit und Anmut Anspruch machen können; was jedoch treue, selbstlose Liebe zu bieten vermag, das soll Ihnen werden. — Haben Sie keine Antwort für mich, Fräulein Klara?"

Sie erhob sich langsam vom Stuhl und stand mir nunmehr gegenüber.

„Sie haben mich überrascht, sehr überrascht, Herr Werner," sagte sie; „daran habe ich wahrhaftig, ich gestehe Ihnen das offen, bis jetzt nicht gedacht. Ich bin noch so jung und habe vom Leben noch so gar nichts genossen."

„Genießen Sie es an meiner Seite, Klara; Sie sollen es nicht bereuen."

„Ich kann Ihnen jetzt, heute keine Antwort geben, Ihr Antrag hat mich, wie gesagt, sehr überrascht."

„Ich will Sie nicht drängen, Klara, nur nehmen Sie mir nicht alle Hoffnung, ich weiß nicht, wie ich das Leben ohne Sie ertrüge. Bestimmen Sie den Tag, an dem ich mein Schicksal aus Ihrem Munde erfahren darf."

Sie zögerte einige Zeit, dann sagte sie leise: „Kommen Sie zu Neujahr." Im selben Augenblick wurde die Stimme meiner Mutter wieder hörbar; ich reichte Klara die Hand und fühlte deutlich einen leisen Gegendruck der ihrigen, was meine bereits gesunkene Hoffnung wieder aufrichtete.

Bald darauf entfernten sich die beiden Mädchen und ich war mit meiner Mutter allein. Wir setzten uns an den Tisch, auf dem noch die Gaben zerstreut lagen, die mir die liebende Mutterhand gespendet hatte. Ich sah, daß die gute Frau noch etwas auf dem Herzen hatte und richtig begann sie auch nach kurzer Zeit.

„Hans," sagte sie und ergriff meine Hand, „wer weiß, wie viele Weihnachten wir noch zusammen feiern werden, vielleicht ist dies schon die letzte."

„Das wolle Gott verhüten," unterbrach ich sie.

„Ich hoffe und wünsche gleichfalls, noch einige Zeit bei Dir zu sein, und doch muß man beizeiten an das Ende denken. — Du bist nun fünfundzwanzig Jahre, Hans;

früh gefreit, hat nie gereut! Wie wäre es, wenn Du Dich nach einer Gattin umschautest? Ich wäre viel ruhiger, wüßte ich Dich in dieser Beziehung gut versorgt. Das Geld spielt bei Deiner Wahl keine große Rolle, Du hast Dein Auskommen; erhältst Du eine Gattin vom rechten Korn, die Dich liebt, so ist alles in Ordnung."

Ich versuchte, ihr auszuweichen, denn bevor ich Gewißheit von Klara hatte, wollte ich nicht über meine Liebe mit der Mutter reden.

„Aber, Mutter," sagte ich, „Du bist ja, Gott sei Dank, noch recht munter und rüstig und wirst, so Gott will, noch viele Jahre leben und dann kenne ich ja auch noch gar keine heiratsfähigen Mädchen; ich wüßte wirklich nicht, wo ich anklopfen sollte."

„Nun, was das letztere betrifft, so halte ich Deine Behauptung doch nicht für ganz zutreffend. Hast Du wirklich noch nie daran gedacht, welch liebes, braves Frauchen Hertha v. Welsen für Dich geben würde?"

„Nein," entgegnete ich aufrichtig, „noch niemals."

„Aber ich, Hans, und ich möchte Dir zu Deinem eigenen Besten den Rat erteilen, ein gleiches zu thun. Ich brauche Dir wohl die Vorzüge des Mädchens nicht weiter aufzuzählen, Du kennst sie ja alle. Ueberlege Dir die Sache, Hans, einen Korb wirst Du Dir bei ihr nicht holen, dafür bürge ich Dir."

„Ich achte und verehre Hertha, aber ich liebe sie nicht, Mutter, und eine Heirat ohne Liebe? — Ich kann mich nicht dazu entschließen."

„Du wirst sie lieben lernen, Hans, sie ist zu gut und edel, um nicht geliebt zu werden. — Oder ist Dein Herz am Ende nicht mehr frei?" Es klang wie verhaltene Angst aus dieser Frage.

Lügen mochte ich nicht und so entschloß ich mich denn, der Mutter die Wahrheit zu gestehen.

„Ich liebe Klara, Herthas Schwester, Mutter."

Es herrschte längere Zeit peinliche Stille in dem traulichen Raume; die Mutter blickte sinnend vor sich nieder, während mir das Herz in banger Erwartung schlug.

„Ich wollte, es wäre Hertha, der Dein Herz gehört," sagte sie endlich; „aber, wie dem sei, mein Segen soll Dir nicht vorenthalten werden, wenn Dich das Mädchen wieder liebt. Gott gebe seinen Segen gleichfalls dazu."

* * *

Das neue Jahr war gekommen, von niemand sehnsüchtiger, aber auch angstvoller erwartet, als von mir. Ich hatte kein Mitglied der Familie Welsen gesehen seit dem heiligen Abend. Täglich sank meine Hoffnung mehr und mehr und als ich endlich am Neujahrsfest den Weg nach dem Schlosse antrat, da geschah es in wirklich bejammernswertem Zustande.

Das Schloß, ein umfangreiches, altes Gebäude, der Gräfin von Eichhof gehörig, stieß mit seinem stark vernachlässigten Garten an unser Eigentum. Zagenden, bangenden Herzens suchte ich mich ungesehen dem Flügel zu nähern, in dem Frau v. Welsen mit ihren Töchtern wohnte. Als ich endlich die Treppe emporschritt, da war es, als hätte ich Zentnerlasten an den Füßen. Ratlos blieb ich einige Zeit im Flur stehen, hoffend, daß mir ein günstiges Geschick erst den Gegenstand meiner Qual entgegenführe, ehe ich in die Wohnung eintrat.

In der Küche, deren Thür halb geöffnet war, schien jemand anwesend zu sein und unwillkürlich trat ich näher.

Hertha v. Welsen stand dort im schlichten Morgengewand, eine Schürze vorgebunden und traf Vorbereitungen für das Mittagsmahl. So sehr meine Gedanken in diesem Augenblicke auch befangen waren, entging mir doch nicht, mit welcher natürlichen Anmut das Mädchen diese prosaischen Arbeiten verrichtete, wie geschickt sie jedes Ding angriff und mir fielen unwillkürlich die Worte meiner Mutter ein: „Hertha gibt einmal eine tüchtige Hausfrau."

Bei einer Wendung, die sie machte, erblickte sie mich und, als hätte sie mich längst erwartet, winkte sie mir einzutreten. Ich folgte der Einladung und Hertha schloß hinter mir die Thüre.

„Ich weiß, warum Sie kommen, Herr Werner," sagte sie, ohne mich anzublicken; sie trocknete ihre Hände an einem Tuche ab, brauchte aber ungewöhnlich lange dazu und auch als sie damit zu Ende war, vermied sie es sorgfältig, mich anzusehen. „Klara hat mir Ihre Bewerbung mitgeteilt; es ist eine große Ehre für uns."

Die Stimme des Mädchens klang ungewöhnlich ernst, auch schien es mir so bleich und angegriffen, wie man etwa nach einigen überwachten Nächten ist, oder wenn man sich krank fühlt.

„Die Ehre ist auf meiner Seite, Fräulein Hertha. Aber da Ihnen Klara Mitteilung von meiner Liebe zu ihr und meiner Bewerbung um ihre Hand gemacht hat, so darf ich wohl voraussetzen, daß Sie mir auch sagen können, ob ich hoffen darf?"

„Bevor ich Ihre Frage beantworte, möchte ich einige Worte an Sie richten, Herr Werner. — Wollen Sie nicht einen Augenblick Platz nehmen?" Sie schob mir einen Stuhl in die Nähe und setzte sich, als ich ihrem Wunsche Folge geleistet hatte, mir gegenüber. „Ich darf wohl voraussetzen, daß Sie Ihren Entschluß hinlänglich überlegt haben, und daß Ihre Frau Mutter davon unterrichtet und damit einverstanden ist," begann sie, „und deshalb ist es wohl überflüssig, zu erwähnen, daß Ihnen Klara an Geld und Gut so viel wie nichts in die Ehe bringen wird Ihre Frau Mutter weiß ja, daß wir arm sind und wenn Sie trotzdem jetzt hier sind, so ist mir das ein Beweis, daß Sie meine Schwester nur um ihrer selbst willen begehren."

„Klara's Besitz würde mich zum Glücklichsten aller Sterblichen machen; außer ihrer Liebe begehre ich nichts," entgegnete ich.

Hertha schwieg einen Moment; sie machte sich auf dem nahen Tische zu schaffen und verbarg mir so ihr Angesicht.

„So wäre dieser Punkt geordnet," fuhr sie wieder fort. „Bemerken möchte ich Ihnen noch, daß Klara über unsere Vermögensverhältnisse vollständig im Unklaren ist. Zu Zeiten, als mein Vater noch lebte, galten wir für reich oder doch für vermöglich. Mein Vater begleitete eine hohe Stellung beim Militär und seine Einkommensverhältnisse waren dementsprechend, auch hat er, wie ich aus dem Munde meiner Mama weiß, ein hübsches Vermögen besessen und war somit im stande, alle unsere Wünsche zu befriedigen. Klara war sein Liebling; ihr versagte er nie einen Wunsch und so wurde das schöne, alles bezaubernde Kind vielleicht mehr verwöhnt, als sich mit einer gewissenhaften Erziehung vereinbaren läßt. Als mein Vater starb, stellte sich heraus, daß er sein Vermögen, teils durch unglückliche Spekulationen, teils durch Bürgschaftsleistung für gute Freunde, verloren hatte und für uns blieb nichts als die Witwenpension meiner Mutter. Wir besaßen gar nicht den Mut, dies Klara mitzuteilen, obgleich es vielleicht besser gewesen wäre, und als wir im letzten Sommer hieherzogen, da glaubte sie, es sei zum vorübergehenden Sommeraufenthalt, während wir doch zu gut wußten, daß wir für immer bleiben mußten. Längst war mir auf den Augenblick bang, an dem Klara den Sachverhalt erfahren mußte; er wäre wohl längst da, wenn nicht meine Mama erkrankt wäre und somit an eine Abreise nicht zu denken war. Nun sind wir ja dieser Sorge enthoben, denn, ist sie erst — Ihre Frau, so ist sie auch für alle Zeit gut versorgt." Sie zögerte, ehe sie die Worte „Ihre Frau" aussprach und wandte das Gesicht wieder ab von mir.

„Und will sie denn das letztere werden, hat sie sich denn Ihnen gegenüber ausgesprochen, Fräulein Hertha?" fragte ich, immer noch zwischen Furcht und Hoffnung schwebend.

„Sie wird Ihnen das Jawort geben. Werden Sie nicht an Klara irre, Herr Werner, wenn es nicht mit der Freudigkeit geschieht, die Sie vielleicht wünschen. Klara ist ein rätselhafter Charakter, andere würden sie launenhaft nennen, aber sie ist gut und lenksam und sie wird Sie einst so sehr lieben, wie Sie Klara lieben. Und nun lassen Sie mich die erste sein, die Ihnen den Glückwunsch darbringt, Sie empfangen ein Kleinod aus unseren Händen, hüten Sie dasselbe."

Sie reichte mir bewegt die Hand, vermied es aber wiederum, mich anzusehen, dann begleitete sie mich den Korridor entlang zu einer Thüre und klopfte leise an dieselbe. Von innen tönte die bekannte, süße Stimme Klara's an mein Ohr, aber sie klang merkwürdig gepreßt und leise. Hertha öffnete und ließ mich eintreten; sie selbst schloß hinter mir die Thüre und entfernte sich.

Am Fenster des für die Familie als Salon eingerichteten Zimmers saß Klara v. Welsen, als ich eintrat, und las in einem Buche. Alsbald erhob sie sich, legte das Buch zur Seite und dankte leise auf meinen Gruß. Sie trug ein enganliegendes Kleid aus schwarzer Seide, um den schneeweißen Hals schlang sich eine Schnur dunkler Perlen, sonst trug sie keinen Schmuck. Sie war eine imponierende, königliche Erscheinung von vollendeter Schönheit. Ihr Gesicht war bleicher wie sonst und ein Ernst, wie ich ihn noch nie an ihr gesehen hatte, lag darauf, was ihre Schönheit nur noch hervorhob.

„Ich komme, Fräulein Klara, um die Antwort auf die Frage von Ihnen zu holen, die ich am heiligen Abend an Sie richtete, eine Antwort, von der mein ganzes Lebensglück abhängt," begann ich, mehrmals stockend. Sie schwieg gesenkten Blickes, ihre Rechte zerknitterte achtlos ein Blatt des Buches, das neben ihr lag.

„Ich brauche Ihnen wohl nicht zu wiederholen, daß ich Sie mehr liebe, als mein Leben und daß ich allem aufbieten werde, um Sie glücklich zu machen, Klara; ich kann nur meine Bitte wiederholen: Werden Sie die Meine!" Ich war bei den letzten Worten an sie herangetreten und hatte ihre Hand erfaßt, die sie mir willig ließ.

„Wollen Sie, teure Klara? Können Sie mich ein wenig wieder lieben?" fuhr ich bewegt fort, als sie immer noch schwieg.

„Ich will es versuchen," hauchte sie kaum hörbar. Mich überwältigte das Glück beinahe. Was ich in banger Furcht ersehnt und doch kaum gehofft hatte, es war zur süßen Wirklichkeit geworden: Klara, das heißgeliebte Mädchen, wollte die Meine werden. Ich kniete nieder vor ihr und bedeckte ihre Hand mit tausend Küssen.

„Du sollst es nie bereuen, Klara; was heiße, unwandelbare Liebe vermag, das will ich thun, um Dich glücklich zu machen." Ich erhob mich wieder und drückte den Verlobungskuß auf die zarten Lippen, die heute ungewöhnlich bleich waren. Klara war wie eine Statue: schön und kalt; kein Zug ihres bleichen Gesichts verriet, was in ihrem Innern vorging. Einen Moment wollte doch der Gedanke in mir Raum gewinnen, ob ich nicht ein Unrecht begehe, wenn ich das schöne Mädchen an mich fesselte, das vielleicht dem Druck der Verhältnisse nachgab und nur gezwungen den Verlobungskuß duldete; aber schon der nächste Gedanke, daß ich sie im andern Falle für immer verlieren müßte, verdrängte den ersten wieder. Ohne sie weiterleben — es schien mir nicht mehr mög-

lich. Und dann, wenn sie mich auch jetzt noch nicht liebte, warum sollte sie es nicht später thun?

„Darf ich nun mit Deiner Mutter reden, Klara?" fragte ich.

Sie nickte stumm und begleitete mich an die Thüre zum nächsten Zimmer.

Frau v. Welsen saß an einem Fenster in einem bequemen Lehnsessel. Sie war sehr blaß und abgemagert; man sah, der Kummer im Verein mit einer schleichenden Krankheit, sie zehrten ihr am Lebensmark. Als ich sie das erste- und einzigemal sah — es war im Herbst — sah sie noch weit besser aus. Ich trug ihr bewegt meine Bitte vor und versicherte sie, daß ich suchen werde, ihr Kind glücklich zu machen.

„Ich glaube Ihnen," sagte sie, „und nun rufen Sie mir Klara herein."

Ich that, wie sie wünschte und bald standen wir Hand in Hand vor ihr. Sprechen konnte sie nicht mehr, die hervorbrechenden Thränen erstickten ihre Stimme. Sie sah nur immer auf ihr Kind, das sie vielleicht nie im Leben so ernst gesehen hatte. Dann drückte sie uns lange die ineinandergelegten Hände.

Als ich nach einer halben Stunde das Schloß verließ, da war ich unsagbar glücklich und doch lebte ein unbestimmtes Gefühl in mir, das dieses Glück beeinträchtigte. Es war, als sei an meinem strahlenden Glückshimmel ein einziger kleiner, drohender Fleck, von dem noch ungewiß war, ob er sich verwischen lasse, oder ob er sich ausbreiten werde, um alles Glück zu verdunkeln und zu vernichten. — — — — — —

Der Winter ging vorüber. Ich war fast täglicher Gast in den Räumen der Familie v. Welsen. Klara, meine schöne Braut, war stiller und ernster geworden und nur zuweilen brach die alte Lebenslust wieder durch. Selten nur und immer erst nach wiederholten Bitten betrat sie unsere Wohnung noch, es war, als fühle sie sich beengt in den traulichen Räumen. Meine Mutter war lieb und gut gegen sie und sie nahm diese Güte anscheinend dankbar entgegen. Zu einem wirklich herzlichen Verhältnis kam es indessen zwischen den beiden nicht, es blieb immer etwas Gemessenes, fast Kaltes zwischen ihnen.

Ich selbst suchte meine Braut durch alle nur erdenkbaren Aufmerksamkeiten näher an mich heranzuziehen, der Erfolg war aber nur ein geringer. Im ganzen konnte ich mich ja über ihr Verhalten mir gegenüber nicht beklagen; sie war liebenswürdig, gefügig und durchaus nicht launenhaft, wie früher wohl zu vermuten war. Aber zu einem innigen Verhältnis, wie es zwischen Brautleuten wohl sein soll, kam es nicht. Es blieb eine Leere zwischen uns, die sich nicht ausfüllen ließ; dem Verhältnisse fehlte die Wärme, die — gegenseitige Liebe.

Ich sträubte mich lange, bevor ich mir selbst eingestand: Klara liebt dich nicht und als ich schließlich doch zu der Ueberzeugung kam, da wollte mich einen Moment die Verzweiflung erfassen. Sollte ich nicht unter diesen Verhältnissen entsagen, mein Glück opfern? Mußte ich nicht als Mann vor sie hintreten und ihr sagen, daß ich ihr das verpfändete Wort zurückgebe, falls sie solches wünsche? — Ich konnte es nicht. Nein, wahrhaftig, es ging über meine Kräfte. Ich konnte ringen um ihre Liebe, die doch einmal kommen mußte, konnte Gut und Blut für sie opfern, aber entsagen konnte ich nicht.

* * *

Es war anfangs Juni, als drüben im Schlosse Gäste einzogen. Die Gräfin war zu mehrmonatlichem Sommeraufenthalt eingetroffen, mit ihr war ihr Sohn, ein stattlicher Offizier, der mit mir im gleichen Alter stand, gekommen.

Früher, als wir beide noch Knaben waren, hatte eine gewisse Freundschaft zwischen uns bestanden, die aber mehr und mehr erkaltete. Kurt v. Eichhof war ein herrischer Charakter, der auf Nichtstandesgenossen geringschätzend herabsah und wenn er mich selbst dies auch nie hatte fühlen lassen, so merkte ich doch bald genug, daß ihm der fernere Umgang mit mir nicht mehr zusagte und so zog ich mich denn rascher und vollständiger zurück, als dies eben notwendig war.

Wir hatten uns Jahre lang nicht mehr gesehen; er war bald auf die Offiziersschule gekommen und ich besuchte damals eine Universität und als wir uns nun wieder zum erstenmal begegneten, da gingen wir ohne Gruß aneinander vorüber, wie zwei, die sich nie gekannt haben.

Ich besuchte von da ab meine Braut weniger wie seither. Ich empfand es wie einen geheimen Widerwillen, noch ferner das Schloß zu betreten, das sein Eigentum war. Es war mir ein äußerst unangenehmes Bewußtsein, daß Frau v. Welsen und mithin auch meine Braut unentgeltlich und mithin gewissermaßen von seiner Gnade abhängig unter seinem Dache lebten. Wenn ich irgend einen vernünftigen Ausweg gefunden hätte, dieses Verhältnis sofort zu lösen, ich hätte ihn ergriffen. Einen gab es freilich: den meiner baldigen Vermählung mit Klara, aber der Tag derselben war nun einmal bereits festgestellt und bis dorthin war es noch ein ganzes Vierteljahr.

Es war beschlossen, die Hochzeit Mitte September abzuhalten und dann die Hochzeitsreise nach dem schönen Süden anzutreten. — Eine Näherrückung dieses Termins stieß bei Klara auf entschiedenen Widerspruch und den eigentlichen Grund, warum ich eine Abkürzung wünschte, konnte ich ihr ja nicht angeben.

So blieb mir denn nichts übrig, als mit Frau v. Welsen über den Punkt Rücksprache zu nehmen und infolge derselben beschlossen wir beide, die Abtragung der Miete mittelst Zahlung einer entsprechenden Summe an die Gräfin Eichhof sofort vorzunehmen und so dem für mich peinlichen Verhältnis ein Ende zu bereiten.

Ich selbst machte mich deshalb schon am folgenden Tage auf den Weg zum Schlosse; die nötige Summe trug ich bei mir. Die Gräfin war noch nicht zu sprechen, dagegen sei ihr Sohn bereit, mich zu empfangen, falls ich in dringender Angelegenheit gekommen sei, berichtete mir ein Diener. Ich besann mich einen Moment; eine Begegnung mit dem Grafen war mir nicht erwünscht, da ich aber einmal hier war, entschloß ich mich kurz, die Sache auch zur Erledigung zu bringen.

Er empfing mich im Schlafrock und Pantoffeln, wie man etwa einen Untergebenen empfängt, ja er fand es erst nach längerem Zögern geboten, sich zu erheben. Ich trug mit kurzen Worten den Grund meines Hierseins vor, bemerkend, daß mir das Verhältnis, in dem ich zu der Familie v. Welsen stehe, wohl das Recht zu meinem Handeln gebe.

Er hörte mich anscheinend gelangweilt an. „Die ganze Angelegenheit liegt mir vollständig fern," entgegnete er schließlich. „Wenn meine Mama Frau v. Welsen die Wohnung unentgeltlich zur Verfügung gestellt hat, so wird sie es wohl bei dieser Thatsache belassen; ich selbst habe, wie gesagt, mit der Angelegenheit absolut nichts zu thun." Er wandte sich ab und trat an das nahe Fenster, ohne mich weiter einer Beachtung zu würdigen.

Es war ein beleidigendes, von offenbarer Geringschätzung zeugendes Benehmen, das alles Blut in mir kochen machte; dennoch bezwang ich mich, ruhig zu bleiben.

„Es kommt für mich hier nicht in Betracht, wie die Frau Gräfin über den Punkt denkt. Ich stehe Ihnen, dem Eigentümer des Schlosses, als berechtigter Vertreter der Frau v. Welsen gegenüber und als solcher stelle ich Ihnen hiemit die Miete für die Wohnung zur Verfügung," entgegnete ich kalt und legte die Banknoten auf den Tisch. „Sollte die Summe Ihnen ungenügend erscheinen, so bitte ich, mich dies wissen zu lassen, in welchem Falle ich sie alsbald ergänzen werde."

„Ob Frau v. Welsen mit oder ohne Mietzinsentschädigung in meinem Hause wohnt, ist mir ganz gleichgültig und wenn Sie glauben, es mit Ihrem Zartgefühl nicht vereinbaren zu können, daß dies wirklich **ohne** geschieht, so lassen Sie eben das Geld liegen." Dabei lächelte er verächtlich und wandte sich wieder dem Fenster zu.

Ich war im Begriffe, ihm eine entsprechende Antwort zu geben, besann mich aber noch einmal eines anderen. Sollte ich mir dieses albernen Menschen wegen, der da wähnte, auf andere, die nicht ebenfalls ein „von" vor ihrem Namen hatten, mit Geringschätzung herabsehen zu dürfen, schließlich eine Menge Unannehmlichkeiten zuziehen? Nein, dazu war ich zu vernünftig. Ohne ihn weiter eines Blickes, noch Grußes zu würdigen, verließ ich, so rasch mich meine Beine trugen, das Schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Leila.

Erzählung von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

3.

Vier Wochen waren vergangen. Renzo weinte und errötete nicht mehr, wenn er die Hand nach Almosen ausstreckte; Zeit und Gewohnheit hatten ihm das anfangs so bittere Handwerk erträglicher gemacht. Auch Carina schien sich in dem neuen Leben wohl zu fühlen. Sie weilte so gerne im Freien. Auf dem großen Grasplatze vor der Kirche, an deren Stufen Renzo zu stehen pflegte, tummelten sich stets spielende Kinder, zu denen sie sich gesellen konnte. Anfangs freilich war das „Bettelmädchen" etwas scheel angesehen worden, wenn sie sich unter die wohlgekleideten Spielgefährten mischte. Aber ein schöner, kräftiger Knabe, des Fischers Arditi zwölfjähriger Sohn Gennarino, hatte sie in seinen Schutz genommen und seinen Kameraden feierlich erklärt, Carina sei kein gewöhnliches Bettelkind, sondern besitze noch den Karetto ihrer verstorbenen Mutter und könne sich später selbständig ihr Brot erwerben. Gennarino wußte das von seinem Vater, der Annita gekannt, ja einst unter den Freiern um die schöne Jungfrau figuriert hatte.

Carina wurde also nicht nur in der kleinen, sich regelmäßig versammelnden Spielgesellschaft geduldet, sondern erwarb sich rasch durch ihr feines, geschmeidiges Wesen Sympathie und durch Gennarino steigendes Wohlwollen und Achtung. Alle die Kinder wußten gar genau, daß man Carina nichts zuleide thun durfte, ohne sich Gennarino's gewaltige Fäuste auf den Hals zu hetzen. Die Kleine hing deshalb aber auch mit schwesterlicher Zärtlichkeit an ihrem jungen Beschützer und schwätzte dem alten Renzo viel von ihm vor, wenn sie in den Abendstunden spielmüde zu seinen Füßen saß. Sie bedauerte nur, daß Gennarino nur wenige Stunden des Tages bei ihr auf dem Grasplatze verbrachte. „Wo steckst Du denn immer?" fragte sie ihn einmal geradezu. „Warum bist Du nicht immer da bei uns anderen?"

Gennarino sah sie mit einem überlegenen Lächeln an und strich ihr dabei, seiner Gewohnheit nach, die widerspänstigen Locken aus der Stirne. „Ich gehe in die Schule!" erwiderte er.

„In die Schule, Gennarino, was ist das für ein Ort?“

Der Knabe nahm seine kleine Freundin schweigend bei der Hand und führte sie vor einen großen Ankündigungszettel, der die Mauer eines Hauses bedeckte.

„Weißt Du, was das ist?“ fragte er.

„Ein bemaltes Papier,“ sagte sie. „Aber es ist schlecht gemalt, sonst könnt' ich wissen, was es vorstellt, wie bei dem Schild des Kaufmanns dort, wo so viel gute, süße Sachen zu sehen!“

Gennarino lachte laut auf. „Armes Ding! Nein, Carina, ich will Dir sagen, was auf dem Papier steht. Daß ein großes Fest gefeiert werden soll, weil der König in die Stadt kommt. Weißt Du, ich kann eben lesen und ich will Dich's auch lehren. Wenn ich groß bin, nehm' ich Dich zu meiner Frau. Ich werd' aber dann ein gar gelehrter Doktor sein, sagt mein Vater, und ich kann keine dumme Frau brauchen.“

Carina sah ihn recht verständnislos an, setzte ihm aber nicht den mindesten Widerstand entgegen, als er am nächsten Tag mit einem Buch und mit einer Schiefertafel kam und sie in die Geheimnisse der Buchstaben und Ziffern einweihte, statt die Spiele der Kameraden zu teilen. Und Gennarino nahm es ernst mit seinem Lehreramte. Er nahm sogar, dem Beispiel seines Schulmeisters zufolge, das Lineal zu Hilfe und schlug Carina auf die Finger, wenn sie die Feder nicht richtig hielt oder zerstreut werden wollte.

Renzo freute sich herzinnig über Gennarino's Lehreifer. Er selber konnte ja seinem geliebten Pflegling weder Erziehung noch Unterricht verschaffen und mußte sich damit begnügen, sie zum Rechten und Guten zu ermahnen.

So wuchs Carina heran, Gennarino's intelligente, begierig auffassende Schülerin. Der blinde Renzo sah nicht, wie wunderbar das Kind sich an Schönheit des Angesichtes und der Formen entwickelte. Noch hatte sie das dreizehnte Jahr nicht erreicht und schon verband sie, der südlichen Frühreife teilhaftig, den Zauber der Jungfräulichkeit mit dem Reize reinster, kindlicher Unschuld. Sie war aber sehr still und nachdenklich, ja traurig geworden.

Gennarino war auf die hohe Schule gezogen; von den übrigen Spielgefährten hatte sie sich längst zurückgezogen, sie mußte also neben dem altersschwach und kindisch gewordenen Renzo an der Kirchenthüre aushalten, sie, mit der Scham der Weiblichkeit im Herzen, den zudringlichen Blicken und Reden der Vorübergehenden ausgesetzt, mit Ideen im Kopfe, die Gennarino's Lehren in ihr erweckt hatten und die so gar nicht zu ihrem Stande paßten.

Sie sann auf Mittel, auf andere Weise ihr Brot zu erwerben, sie schlug Renzo vor, daß sie, wie einst ihre Mutter, Obst und Blumen auf dem Karetto zu Markte führen wollte. Aber der Blinde hatte sich mit der Hartnäckigkeit seines hohen Alters an den Platz auf den Stufen der Kirche gewöhnt, dort war sein eigentliches Daheim, dort fand er seine Freunde und Gönner, dort kannte er jedes Kind, jede mitleidige Frau am bloßen Schritte. Und Carina konnte, durfte ihn nicht verlassen. Sie wußte es ja seit langem, daß sie die unfreiwillige Ursache seines Elendes war, daß er sein Augenlicht und all seine Habe durch sie verloren hatte. Sie mußte also bei ihm ausharren, sein Schicksal teilen, wie sie es verursacht hatte. In solche Betrachtungen verloren saß sie wieder einmal stumm und traurig neben Renzo auf den Stufen der Kirche, als eine reich gekleidete Frau den Weg über den großen Platz daherkam und prüfend vor ihr stehen blieb.

„Bist Du Annita, Angelis Tochter, meine Kleine?“ fragte sie freundlich.

Carina stand artig auf, zupfte ihr ärmliches Gewand zurecht und erwiderte mit gesenktem Blicke: „Zu dienen, Signora. Und das hier ist mein Pflegevater Renzo.“

„Ich habe Deine Mutter gekannt!“ fuhr die Dame fort. „Sie diente bei mir in Rom, ehe sie ihrem Gatten hieher nach Neapel folgte. Und da ich nun auch hieher gezogen bin, wollte ich mich nach ihr erkundigen; sie war ein liebes Geschöpf. Ich habe mit Bedauern gehört, wie lang sie schon tot ist und daß Du, ihr einzig Kind, betteln mußt. Wenn Du willst, nehme ich Dich in meine Dienste und lasse Dich etwas lernen.“

„Ich danke von Herzen, aber ich will und darf Renzo nicht verlassen!“ sagte Carina mit sanfter Entschlossenheit.

Da ergriff der Blinde mit lebhafter Gebärde ihre Hand. — „Nein, es ist des Opfers genug von Deiner Seite, armes Kind!“ sagte er. „Du sollst der edlen Dame folgen. Meine Tage sind gezählt. Wie leicht und ruhig werde ich sterben, wenn ich Dich in guter Hut weiß.“

Ein edler Wettstreit entspann sich unter den beiden Unglücksgefährten. Carina wollte nicht von Renzo lassen und der Blinde wollte sie nicht länger an seine elende Existenz geknüpft wissen. — Da sagte die fremde Dame plötzlich wie von Rührung überwältigt: „Da Du Dich denn nicht von Deinem Beschützer trennen willst, gute Kleine, so mag er Dir in mein Haus folgen. Der Segen eines Greises wird meinen Kindern Heil bringen! Denn ich habe zwei Töchter, Carina, schön und lieb, wie Du es bist. Hier ist meine Adresse und hier sind auch hundert Franken. Schaffet euch anständige Kleider und morgen komme ich zu euch, um euch in mein Haus zu holen. Für heute lebt wohl!“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, entfernte sich die großmütige Fremde, von ihrer Dienerin begleitet.

Renzo und Carina standen wie erstarrt.

„Und Du wirst mir folgen, Vater Renzo?“ fragte das junge Mädchen leise.

„Da ich Dich doch nicht anders zu Deinem Glücke zwingen kann, ja!“

Carina brach in ein Aufschluchzen der Freude aus. Das Bettlerelend, die drückende Last sollte ja von ihrem Leben genommen werden! — Plötzlich aber verstummte sie und eine Wolke verdüsterte ihre klare, schöne Stirne. „Gennarino!“ hauchte unhörbar ihr Mund. „Werde ich Gennarino wiedersehen?“



Was sich liebt, neckt sich. (Mit Text.)

4.

Ein neues Leben begann für Carina, in das sie sich mit jener unbewußten Grazie fügte, welche jeder wirklichen Schönheit angeboren scheint. Ihre Gönnerin, die stets heiter und wohlwollend aussehende Signora Germini, hatte Carina durchaus keine dienende Stellung in ihrem Hause angewiesen, sondern sie zur Gesellschafterin ihrer beiden Töchter gemacht, von denen freilich nur die Mutterliebe behaupten konnte, daß sie dem Bettelkinde an Schönheit und Anmut glichen. Carina trug



Am Königssee

schöne, ihre liebliche Gestalt hervorhebende Kleider und erhielt Unterricht in den modernen Sprachen. Dabei sah sie den alten Renzo wohlversorgt und mit Güte behandelt. Es war ihr oft zu Mute, als hielte sie ein neckender Traum umfangen, wie hatte sich nur so plötzlich ein so gründlicher Wechsel in ihrer Lage vollziehen können? Und doch, trotz dieses äußeren Wohlbefindens, hatte Carina ihre tieftraurigen Stunden. Sie dachte an den Grasplatz vor der Kirche, an ihre Lehrstunden mit Gennarino zurück und meinte, damals doch noch glücklicher gewesen zu sein. Und was sie am Empfindlichsten niederdrückte, war ein Zwiespalt in ihrem Inneren. Sie konnte keine warme, herzliche Neigung für Frau Germini und deren Töchter fassen. Sie schalt sich undankbar und gefühllos, sie zwang ihre Lippen, Worte der Verehrung, der Erkenntlichkeit gegen ihre Wohlthäterin auszusprechen, doch ihr Herz blieb kalt, ihre Seele hatte keinen Teil an den Liebkosungen, die sie spendete und empfing.

Ihr reifender Verstand suchte den Grund dieses seltsamen Widerstrebens, dieses Fremdbleibens in einem Familienkreise, der sie so wohlwollend aufgenommen hatte, auszuspüren. Vergebens! Sie wußte nicht weshalb, aber sie zuckte doch beinahe erschrocken zusammen, wenn Frau Germini sie mit ihren etwas stechenden, schwarzen Augen unvermutet anblickte, oder sie in ihrem gewöhnlichen übersanften, schleppenden Tone eine junge Prinzessin nannte, eine reizende Knospe, einen vollendeten Engel.

Vielleicht auch trug der Gedanke an Gennarino etwas zu Carina's leiser Melancholie bei. Sie vermißte in ihm ihren Spielgefährten und ihren Lehrer, der ihr die ersten Geheimnisse des Wissens aufgeschlossen und in der Stunde des Scheidens dann feierlich zugeschworen hatte, sie oder keine zu seiner Frau zu machen.

Die zwei Jahre seines auswärtigen Studiums waren nun verflossen, er mußte nach Neapel zurückgekommen sein. Würde er ihre Spur finden, würde es ihm möglich sein, sich ihr zu nähern in dem fremden Hause? Sie konnte nichts anderes thun, als dies abwarten, ihr jungfräuliches Zartgefühl verbot ihr, ihm ein Zeichen ihres bangen Harrens zu geben, oder ihm einen Schritt entgegenzuthun. Desto schmerzhafter war aber deshalb ihre Ueberraschung, als ihr plötzlich selbst die Möglichkeit dieses stummen, geduldigen Wartens entzogen wurde.

Frau Germini zeigte ihr eines Tages an, daß sie wegen Familienverhältnissen nach Rom zurückkehren müsse. Sie sprach wie von einer zweifellosen Sache davon, daß Carina und Renzo sie begleiten würden — die Abreise sollte schon binnen einer Woche erfolgen, die Möglichkeit einer Rückkehr schien gar nicht in Betracht zu kommen. Carina brach in ein lautes Schluchzen aus.

Frau Germini blickte sie erstaunt, fast vorwurfsvoll an. „Es thut Dir also so leid, von hier fortzugehen?“ fragte sie. „Du willst uns am Ende gar nicht begleiten? Und ich glaubte, doch Rechte an Deine Anhänglichkeit gewonnen zu haben!“

Carina verstand diese leise Mahnung an die empfangenen Wohlthaten. Es war das erstemal, daß Frau Germini eine solche aussprach, und die Wirkung auf des Kindes empfängliches Gemüt war dadurch eine um so tiefere. Sie schlang, diesesmal in aufrichtiger Zärtlichkeit, ihre Arme um den Hals ihrer Wohlthäterin und rief mit thränenerstickter Stimme: „Ich folge Ihnen durch die ganze Welt, teure Signora. Ich wäre ja ein herzloses, undankbares Geschöpf, wenn ich's nicht thäte. Ich muß nur noch ein wenig weinen, denn ich habe auch Neapel so lieb und den Friedhof mit dem Grab meiner armen Mutter!“

Signora Germini strich dem jugendlichen Mädchen beschwichtigend die Wangen. „Schon gut!“ sagte sie. „Halte Dich bereit zur Abreise und mache auch Deinen Pflegevater Renzo mit meinen Absichten bekannt. Ich hoffe, er wird ebenso vernünftig sein, wie Du, mein liebes Kind.“

Carina küßte die Hand ihrer Wohlthäterin und entfernte sich aus deren Zimmer. Sie war froh, einen Vorwand dazu gefunden zu haben, denn ihre Thränen wollten sich nicht stillen lassen. Ihr Herz war so beklommen. Sie meinte, mit dem Verlassen Neapels sei ihr nun ja doch jede Möglichkeit geraubt, Gennarino jemals wiederzusehen. Leise vor sich hinschluchzend, trat sie bei Renzo ein. Der Alte kannte ihren Schritt und ein beglücktes Lächeln glitt über seine verwitterten Züge, seine Hände streckten sich nach dem heißgeliebten Pflegekinde aus. Carina glitt vor ihm auf die Kniee nieder und legte ihren Kopf auf seinen Schoß. Er strich mit der Hand über ihr thränennasses Angesicht. „Carina, Du weinst? Was ist Dir widerfahren?“ fragte er im nächsten Augenblicke erschrocken.

„Signora Germini verläßt Neapel und wir müssen mit ihr, Vater Renzo!“

Der Greis zuckte schmerzlich zusammen. „Meine Gebeine sollen in fremder Erde ruhen?“ murmelte er. „Nein, laßt mich hier sterben, auf meiner Vatererde. Gehe Du allein mit ihnen, Carina. Du bist ihnen Dank und Treue schuldig.“

„Mehr noch aber Dir, Vater Renzo!“ rief das junge Mädchen leidenschaftlich. „Die früheren Pflichten sind die heiligeren. Wenn Du nicht gehst, so bleibe auch ich, und der Himmel weiß, daß ich nicht unrecht daran thue!“

„Und ich sollte Dich von neuem in das Elend zurückgestürzt sehen, durch meine Schuld?“ rief der Alte.

„Nein, Vater Renzo, ich habe so viele Geschicklichkeiten erworben, ich kann für uns beide Brot erwerben! Ich weiß die Nadel zu führen, wie nicht leicht eine.“

„Ach, Du weißt nicht, Kind, wie bitter und mühsam diese Art des Erwerbes ist; meine arme Mutter nähte sich die Schwindsucht an den Hals, als sie nach dem Tode meines Vaters für mich noch unerzogenen Knaben zu sorgen hatte. Nein, Carina, ich will kein Egoist sein — ich folge Dir auf die fremde Erde!“

„Aber auch ich bliebe so gerne hier!“ sagte Carina scheu — denn sie meinte, er könnte ihre Gedanken an Gennarino erraten.

„Bah — Du bist jung, Du wirst Dich an das Neue bald gewöhnen, und es ist nicht gut, wenn man sich gar so fest in den heimatlichen Boden einwurzelt. Wenn uns das Schicksal denn doch gewaltsam in eine andere Erde versetzt, sterben wir aus, wie die Pflanzen in einem ungewohnten Klima. Es bleibt also dabei, wir gehen mit der guten Signora. Sie hat mir geschworen, für Deine Zukunft zu sorgen. Ich könnte ja nicht ruhig sterben, wenn ich Dich ohne Schutz zurücklassen müßte!“

Carina senkte resigniert den Kopf, sie fühlte ihr Schicksal entschieden.

„Aber ich möchte noch einmal durch Neapels Straßen wandeln, ehe ich fort von hier muß!“ sagte der Greis. „Carina, bitte, führe mich auf den Platz, wo wir durch lange Jahre so elend und doch — so zufrieden waren, wo Du mit Gennarino spieltest und lerntest. Du weißt, vor die Kirche der schwarzen Madonna.“

Erneute Thränen liefen über Carina's Wangen. Ja dort, vor der Kirche der schwarzen Madonna war sie elend gewesen — und doch hätte sie gerne ihr jetziges Glück für jenes Elend eingetauscht! Damals war ja Gennarino bei ihr gewesen! Mit tiefer Innigkeit küßte sie Vater Renzo's kahle Stirne. Dann holte sie ihren Sonnenhut herbei, um den Blinden durch Neapels Straßen zu führen, denen er sein trauriges Lebewohl sagen wollte. Sie dachte daran, daß sie wohl auch an dem Verkaufsgewölbe von Gennarino's Vater vorbei müßten! Sie erzitterte bei der Vorstellung, wie leicht sie den Gespielen selbst erblicken konnte.

Zum erstenmale setzte sie ihren Hut vor dem Spiegel zurecht — wollte sie Gennarino gefallen?

5

Der Fischer Arditi stand vor seinem Verkaufsgewölbe und plauderte mit seinem einzigen Sohne, der wenige Tage zuvor von der Florenzer Universität heimgekehrt war, wo er, der besseren Ausbildung in seiner Muttersprache wegen, seine Studien vollendet hatte. Gennarino war ein außergewöhnlich schöner Jüngling geworden, auf den sein Vater mit Stolz und Freude blickte und kaum mehr der Opfer gedachte, die ihm die gelehrte Erziehung seines Einzigen gekostet. Gennarino war ja nun Doktor und konnte das für seine Studien ausgegebene Geld reichlich wieder heimbringen.

Neben dem alten Fischer und Gennarino standen noch einige Nachbarn, die den jungen Doktor anstaunten und sich in seiner Weisheit sonnten, dabei überlegend, ob nicht unter ihren eigenen Sprößlingen es ihm einer gleichthun könnte.

Da fuhr Gennarino plötzlich lebhaft zusammen und eine hohe Röte huschte über sein hübsches Gesicht.

„Dort ist auch noch eine Jugendfreundin zu begrüßen!“ sagte er hastig und schon ging er Carina entgegen, die, den blinden Renzo führend, langsam des Weges daherkam.

Vater Arditi runzelte die Stirne und rief dem Sohne einige Worte nach, um ihn zurückzuhalten. Aber Gennarino hörte nichts mehr oder achtete wenigstens nicht auf den väterlichen Ruf. Jetzt hatte er die Jugendgespielin erreicht; sie stieß vor Schrecken einen leisen Schrei aus und wurde blaß und rot im raschen Wechsel. Und jetzt hielt Gennarino ihre Hand in der seinen. „Ich wußte, daß Du kommen würdest!“ sagte er einfach. „Ich danke Dir!“

„Vater Renzo wollte den Platz vor der Kirche wiedersehen!“ hauchte sie.

„Schon gut, ich weiß, daß Mädchen ihre Beweggründe nie eingestehen! Freilich ist das in der Ordnung und gehört zur weiblichen Zucht. Aber nun dürfen wir ja ungescheut vor Vater Renzo reden und er wird uns seinen Segen nicht vorenthalten. Du bist bei vornehmen Leuten, wie ich hörte, Carina. Aber ich lasse Dich nicht mehr lange dort. Ich muß nur erst mit meinem Vater so manches in Ordnung bringen. Ich hätte Dich übrigens bald aufgesucht, wenn Du heute nicht gekommen wärest.“

„Aber was sind das alles für Reden?“ mischte sich endlich der blinde Renzo ein. „Ihr sprecht ja wie echte Liebesleute —“

„Ich nicht — nur Gennarino!“ berichtete Carina.

„Und wann habt ihr denn euren Anfang mit solcher Vertraulichkeit gemacht — ihr seid ja beide noch Kinder!“

„O, ich bin Doktor, Vater Renzo!“ rief Gennarino stolz. „Und Carina, hm, sie sieht gar sehr nach einer erwachsenen jungen Dame aus. Und wann wir einig geworden sind? Schon vor Jahren, unter dem mächtigen Feigenbaume dort, wo mir Carina Treue geschworen hat. Und bald, bald werde ich den Schwur einlösen.“

Die drei hatten sich auf einer Bank mitten unter den spielenden Kindern niedergelassen. Renzo wiegte nachdenklich sein Haupt.

„Du weißt, ich war Dir immer gut, Gennarino!“ sagte er. „Um so klarer und aufrichtiger muß ich mit Dir reden! Weiß Dein Vater von Deinen Absichten auf Carina? Du bist dem Alten Dank und Rück-

sicht schuldig, denn er hat dich aus dem Schwarm der Unwissenden emporgehoben und einen feinen Menschen aus Dir gemacht mit seinem sauererworbenen Gelde. Ich meine aber, daß er ein Mädchen niemals als Schwiegertochter annehmen wird, von der man sagen kann, wo und wann sie in den Straßen um Brot gebettelt habe."

Gennarino blieb einige Minuten lang stumm und mit gesenktem Kopfe sitzen. „Ich kann Euch nicht geradezu widersprechen, Vater Renzo!" sagte er endlich. „Es ist wahr, es wird einen harten Kampf mit meinem Vater absetzen. Carina, da sieh nur hin, wie er zornig auf uns herüberschaut und mich zurückwinkt. Dennoch hoffe ich auf den Sieg! Ich habe meinem Vater schon gar viel abgeschmeichelt. Es wird mir auch diesesmal gelingen. Und schließlich — ich sage Euch, Renzo, in allem will ich meinem Vater gehorsam sein, aber meine Frau, die suche ich mir selber aus, sobald ich mir meinen eigenen Hausstand gegründet habe!"

„Derweil müssen wir aber fort, ich und Vater Renzo, und wer weiß, ob wir uns jemals wiedersehen!" mischte sich Carina in's Gespräch.

„Fort?" fragte Gennarino die schüchterne Carina, die mit sehr leiser Stimme gesprochen hatte. „Und wohin wollt ihr?"

Renzo stellte nun die ganze Sachlage dar. Gennarino hätte so gerne seinen Beistand angeboten, um den beiden hilflosen Menschen eine bescheidene Existenz zu gründen und das Bleiben in Neapel möglich zu machen. Aber er selber hing von seinem Vater ab, bis er sich einen Klientenkreis gewonnen hatte. Und dann, wenn er auch auf seine Geschicklichkeit vertrauen wollte, wußte er doch genau, daß weder Carina noch Renzo seine Hilfe annehmen würden. Und er konnte ihnen nicht unrecht geben; als reines, jungfräuliches Mädchen mußte sie unabhängig von ihm bleiben, um seiner Achtung und ihrer Selbstschätzung willen!

(Fortsetzung folgt)

Die Hamilton'sche Handschriftensammlung im Berliner Museum

besteht aus 692 Nummern mit über 800 Bänden und zwar 2 Nummern aus dem 7. Jahrhundert, 1 aus dem 8., 3 aus dem 9., 8 aus dem 10., 14 aus dem 11., 25 aus dem 12., 34 aus dem 13., 88 aus dem 14., 324 aus dem 15., 55 aus dem 16., 45 aus dem 17., 62 aus dem 18., 8 aus dem 19. Jahrhundert und 23 ohne nähere Angabe. Unter anderen sind vorhanden 2 Bibeln in hebräischer Sprache, eine aus dem 13., die andere aus dem 14. Jahrhundert, von einem spanischen Kalligraphen, ferner 4 lateinische Bibeln aus dem 10., 12., 13. und 14. Jahrhundert und eine italienische Bibelübersetzung von Giovanni di Bartholomeo Nicholi im Jahre 1396 vollendet. Außerdem 10 Evangelientexte und zwar 6 lateinische und 3 griechische Codices, sowie ein italienischer Codex aus der Zeit vom 7. bis 14. Jahrhundert, darunter die hochberühmte aus dem Ende des 7. Jahrhunderts herrührende Evangelienhandschrift, welche Papst Leo X. dem König Heinrich VIII. von England bei Verleihung der Bezeichnung als defensor fidei schenkte. Unter dem königlichen Wappen steht folgende Widmung:

Fato servatus tibi sum, ter maxime Princeps
Te quoque servarunt aurea fata mihi;
Instaurata nitent per te sacra dogmata Petri,
Aureus est author Christus ubique meus.

(Aufgespart hat mich für dich das Schicksal, mächtigster Herrscher,
Dich auch sparten für mich goldne Geschicke längst auf.
Durch dich erneut erstrahlen des Petrus heilige Lehren:
Christ, der die Schriften beseelt, dünket uns mehr noch als Gold.)

Dieser in goldenen, romanischen Majuskeln auf Purpurpergament geschriebene Codex ist nicht minder schön, als der ähnliche Codex Argenteus in Upsala, die gotische Bibelübersetzung des Ufilas aus dem 6. Jahrhundert. — Ein aus dem 8. Jahrhundert stammender, in karolingischen Minuskeln geschriebener lateinischer Evangelientext ist ebenfalls äußerst wertvoll. — Zwölf Psalterien und zwar 10 Handschriften in lateinischer, eine in hebräischer und eine in griechischer Sprache, darunter das älteste Manuskript der Sammlung: das Psalterium der heiligen Salaberga, Gründerin und ersten Aebtissin des Klosters zu Laon aus dem 7. Jahrhundert. — Verschiedene Abschnitte aus dem neuen Testament, wie die Briefe Pauli, die Apostelgeschichte 2c.; ferner 21 Horarien und 6 Officien für den Marienkultus, Meßbücher, Hymnarien und ähnliche Andachtsbücher, meist in lateinischer Sprache. — Außer den Kirchenlehrern, die in bedeutender Anzahl von Handschriften vertreten sind, sind vorhanden vier arabische Handschriften des Koran, sowie ein buddhistischer Kanon (Palitext) auf Palmblättern. — Eins der gebundenen lateinischen Evangelien aus dem 10. Jahrhundert trägt eine Decke von veilchenblauem Sammet mit Goldstickerei und mit einem anscheinend dem 14. Jahrhundert angehörigen Elfenbeinbilde, die Kreuzigung Christi darstellend. — Eine lateinische Bibel aus dem 14. Jahrhundert ist in rotem Sammet gebunden und auf beiden Deckeln mit silbernen, strahlenförmig angeordneten Buckeln verziert, die bestimmt so alt sind, wie die Handschrift selbst.

E. König.

Linde Lüfte wehen.

Linde Lüfte wehen
Wie ein Friedensang,
Durch die Fluren leise
Schleicht der Glöcklein Weise
Von den grünen Höhen
Und der süße Klang
Hebt des Herzens edle Triebe,
Freude, Wonne, Lust zur Liebe.

Goldnes schönes Leben,
Wenn die Rosen blüh'n
Und die Liebe waltet,
Ihre Macht entfaltet,
Mit geheimem Beben
Treu zwei Herzen glühn,
Nur auf heil'ge Liebe sinnen,
Sorglos lachen, scherzen, minnen.

Karl Michler.



Unsere Bilder.

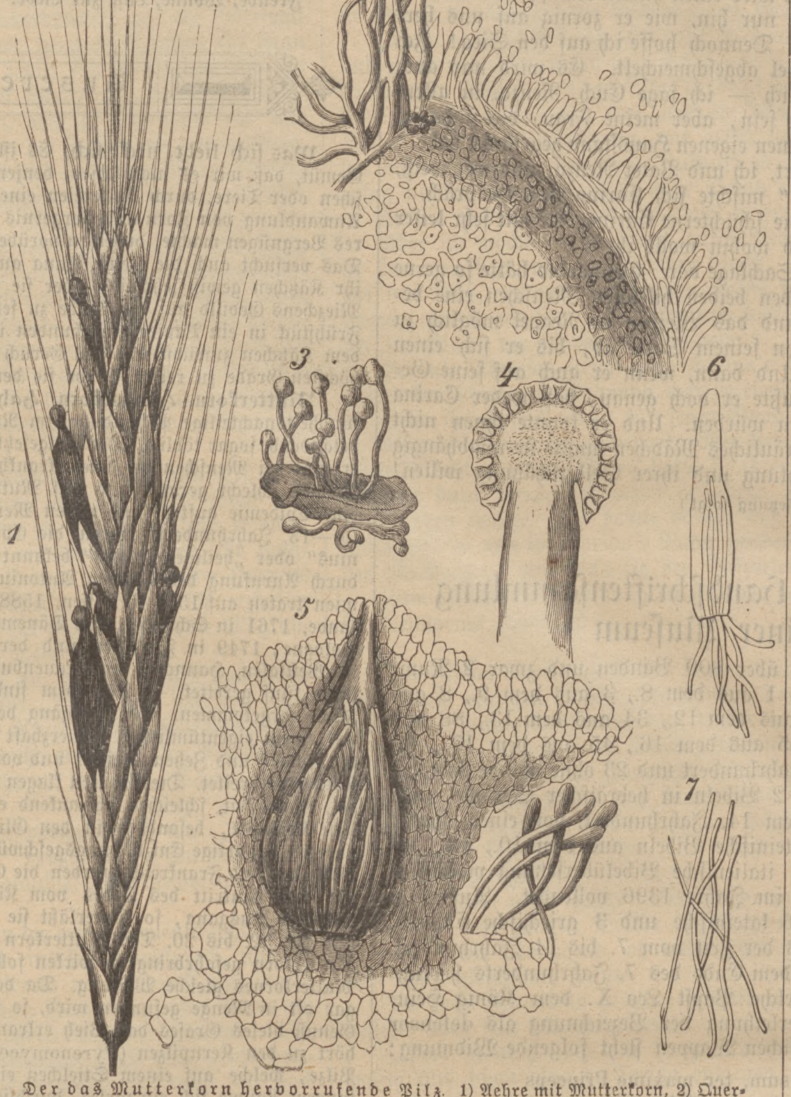


Was sich liebt, neckt sich. Es ist ein merkwürdiger Zug im menschlichen Gemüt, daß wir es nicht lassen, denjenigen, die wir lieb haben, seien es Menschen oder Tiere, durch Neckereien eine kleine Aufregung und Spannung, eine Anwandlung von Zorn und Aergernis zu bereiten, als ob es uns ein besonderes Vergnügen machte, dieselben vorübergehend in lebhaften Affekt zu versetzen. Das versucht auch die kleine Anna auf unserem vorstehenden Bilde; sie hat ihr Kätzchen gewiß sehr lieb, aber sie kann der Versuchung nicht widerstehen, Miezchens Geduld auf die Probe zu setzen, indem sie die Tasse mit Miezchens Frühstück in ein Papier eingebunden ihm bald hinreicht, bald zurückzieht, um dem Kätzchen zunächst nur den Geruch davon zu gönnen und dessen Appetit im höchsten Grade zu reizen, bevor sie dem Tiere seine Milchsuppe reicht. D. M.

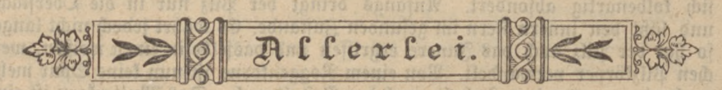
Mutterkorn, Hungerkorn, Hahnenkorn. Das Mutterkorn ist eine gesundheitsnachteilige Pilzbildung im Roggen. In größerer Menge wirkt es betäubend, sogar tödlich. Der fortgesetzte Genuß des mutterkornhaltigen Brotes erzeugt bei Menschen die Kriebelkrankheit, welche in Mißjahren, in denen der Roggen schlecht geraten und viel Mutterkorn gewachsen ist, sogar häufig als eine Epidemie auftrat und vielen Menschen den Tod brachte. Im Mittelalter (9.—13. Jahrhundert) waren die Epidemien unter dem Namen des „Antonius" oder „heiligen Feuers" bekannt; darum so geheißen, weil die Kranken durch Anrufung des heiligen Antonius zu genesen glaubten. Kriebel-Epidemien traten auf 1577 in Hessen, 1588 und 1736 in Schlesien, 1648 im Voigtlande, 1761 in Schweden und Dänemark, 1709 in der Schweiz, 1747 in der Bologne, 1749 in Flandern und der Umgegend von Lille, 1770 und 1771 in Westfalen, Hannover und Lauenburg. Mitunter wurden von 120 Kranken kaum fünf gerettet. — Außerdem sind bis in die neueste Zeit viele einzelne Fälle vorgekommen. Der Vorgang der Krankheit ist folgender: Sie beginnt mit einem eigentümlichen, schmerzhaft juckenden Kriebeln, das in den Spitzen der Finger und Zehen beginnt und von da aus allmählich sich über den ganzen Körper verbreitet. Die Kranken klagen über Kopfschmerz, Ohrensausen, Schwindel, Mattigkeit, schleichen schwankend einher; zuletzt treten heftige und schmerzliche Krämpfe, besonders in den Gliedern auf. Häufig geht die Krankheit über in bösartige Entzündungsgeschwülste; bei den Epidemien in der Schweiz, Schlesien und Frankreich wurden die Gelenke brandig, selbst die Glieder fielen vor dem Eintritt des Todes vom Körper ab. Nimmt die Krankheit keinen tödlichen Ausgang, so hinterläßt sie doch langwierige Nervenleiden. Es ist nur der 32. bis 20. Teil Mutterkorn unter dem Roggen nötig, wenn das Mutterkorn gefahrbringend wirken soll. — Beim Viehe hat der Genuß des Mutterkornes gleiche Wirkung. Da der Mutterkornpilz auch auf den Gräsern gar oft in Menge gefunden wird, so ist nicht unwahrscheinlich, daß durch den Genuß dieses Grases das Vieh erkrankt. — Der Pilz des Mutterkornes gehört zu den Kernpilzen (Pyrenomycetes Fries); das sind kleine, lederartige Pilze, welche auf einem Stielchen einen runden Behälter bilden, in dessen innerm Raume sich ein zartes, durchsichtiges Gewebe befindet, das durch einen Kanal (Oeffnung) Sporen (Samenkörner) ausstreut, die sich vom Gewebe ablösen. Unter allen Pilzen, welche sämtlich eine ungemein rasche Samenbildung haben, stehen die Kernpilze in dieser Hinsicht obenan. Vom hohen Norden bis zum Aequator sind ungefähr 900 Arten des Kernpilzes aufgefunden, die ihre Wohnstätte auf kranken oder abgestorbenen Pflanzenteilen als Beförderer der Fäulnis, auf dem Miste, Pflanzen und selbst auf Insekten haben. Der Mutterkornpilz gehört unter den Kernpilzen zu der Gattung Claviceps, welche fadenförmige, einzellige Sporen absetzt. Die Gattung ist der Landwirtschaft besonders gefährlich, da sie in Gräsern, wozu das Getreide gehört, und Halbgräsern oder Seggen ihre Wohnstätte aufschlägt und als ein schnell wuchernder Schmarotzer die Blüten und Früchte derselben überzieht und zerstört. Wenn die Gräser reif sind, so fallen die kranken Fruchtkörner ab und überwintern auf der Erde. Kehrt der Frühling mit seiner Feuchtigkeit und Wärme und trägt neues Leben in die Natur, dann regen sich auch die schlafenden Keime der Kernpilze auf dem Samenkorne des Grases und streuen aus den schnell wachsenden gestielten, rötlichen Köpfen Sporen (Pilzsamen) aus, die sich in den Blüten der Gräser niederlassen und von neuem ihr gefahrvolles Wesen auf den Blüten und Samenkörnern des Grases treiben. Je feuchter und wärmer die Witterung ist, desto schneller das Wachstum und die Verbreitung des Pilzes. — Der Pilz des Mutterkornes führt den Namen Claviceps purpurea; er befällt die Blüte des Roggens, zerstört den gesunden, kurzen, kugelförmigen Fruchtknoten, der zum Mutterkorn umgestaltet wird (Figur 1). Der Hergang ist folgender: Zunächst erscheint auf der Oberfläche des jungen Fruchtknotens eine aus zarten Fäden gebildete Pilzmasse, welche selten auf diesen Ort beschränkt bleibt, sondern sich in den meisten Fällen über den ganzen Fruchtknoten ausbreitet, ausgenommen die Scheidelspitze, welche sich kolbenartig absondert. Anfangs dringt der Pilz nur in die Oberfläche und läßt den innern Kern im gesunden Zustande. Es währt jedoch nicht lange, so hat der Pilz auch das Innere ergriffen und dasselbe in einen weißen, weichen Pilzkörper verwandelt. Von einem Roggenkorne ist nun keine Spur mehr vorhanden, weder dem Inhalt, noch der Gestalt nach. Das Mutterkorn ist eine Pilzmasse. — Ist der Mutterkornpilz entwickelt und massenhaft vorhanden, dann zeigt sich der Honigtau des Roggens, der darin besteht, daß ein klebriger, widerlich süß schmeckender Schleim zwischen den Spelzen solcher Blüten

hervorquillt, deren Fruchtknoten der Mutterkornpilz überwuchert. Der Honigtau des Roggens, der mit dem Honigtau anderer Kulturpflanzen nichts gemein hat, ist die Ablösung massenhafter Knospensoren (Figur 2) des Mutterkornpilzes. Je länger dieser Prozeß dauert, der bei massigem Auftreten schließlich durch den Geruch bemerkbar wird, desto mehr bildet sich das Mutterkorn. Jede Knospenspore hat ein bis zwei größere Körner in ihrer Mitte, welche bei feuchtwarmer Witterung sofort wieder keimen, sich auf den zarten Roggenkörnern festsetzen und von neuem Mutterkorn bilden. Professor Kuhn zu Halle behauptet, daß die aus den Sporen sich bildenden Keimschläuche nicht allein auf dem Roggen, sondern auch in anderen Grasblüten alsbald wieder eine neue Pilzmasse (Sphacelia) erzeugen. — Fällt das Mutterkorn zur Erde, so bleibt es den Winter hindurch scheinbar unverändert liegen. Im darauffolgenden Frühjahr aber keimt es aus. Das Auskeimen des Mutterkornes besteht darin, daß an einer oder mehreren Stellen desselben die dunkel gefärbte äußere Schicht zerreißt und von einem rundlichen, aus dem Innern des Mutterkorns herauswachsenden Körpers, dem Fruchtträger (Fig. 3) emporgehoben wird. Diese hebenden Körperchen sind oft stecknadelkopfgroße purpurrote Köpfchen, die auf Stielchen stehen. — Aus den Mutterkörnern vom Roggen und Weizen wachsen oft bis 30 Fruchtträger heraus, aus den Gräsern weniger und kleinere. Die Köpfchen oder Fruchtträger sind dicht erfüllt mit Fruchtgehäusen (Fig. 4), welche in Bogen unter der Oberfläche des Pilzkopfes oder Fruchtträgers stehen. — Jedes einzelne Fruchtgehäuse ist umgeben (Fig. 5) von einer Menge mehr oder minder gebogenen, nach unten stark zugespitzten, in der Mitte mehr erweiterten, nach oben verengerten Schläuchen, in denen die Sporen des Pilzes eingeschlossen sind, die beim Zerreißen der Schläuche nach außen treten, um vom Winde verweht zu werden. Außerdem wird das Fruchtgehäuse von einer Unzahl bereits abgelöster Sporen umgeben, die auf die passendste Gelegenheit, vom Winde zerstört zu werden, warten. Wie die Figur 5 zeigt, fangen dieselben bei feuchter Witterung an, sich zu Schläuchen mit Sporen an Ort und Stelle auszubilden. Es ist dies Beweis genug von der kolossalen Vermehrung des Kernpilzes. — Gelangen die Sporen in die jungen Blüten des Roggens oder nah verwandter Gräser, so entsteht dadurch der Mutterkornpilz. Fig. 6 stellt einen einzelnen Schlauch dar, welcher aus dem Fruchtgehäuse die einzelnen fadenförmigen Sporen entläßt, und Figur 7 sind Sporen des Keulenpilzes, welche in den Grasblüten keimen und dort den Honigtau erzeugen. — Das Mutterkorn wird besonders in schattigen, tiefliegenden Feldern gefunden und durch viele warme Regen (Gewitterregen) gefördert. In der Arznei ist es ein wichtiges Arzneimittel (Secale cornutum) gegen Kontraktion und Blutungen des Uterus; daher der Name Mutterkorn. — Es wird dasselbe in der Medizin nur vom Roggen genommen und zwar nur so lange abgepflückt und gesammelt, als es die Kappe oder das Mützchen noch nicht abgeworfen hat. Man verschließt es in Büchsen, wo es dann zwei Jahre sich als wirksam hält. Der Westen Europa's und Amerika beziehen es aus Deutschland und zahlen dafür einen ziemlich hohen Preis. — Die Maßregeln für die Verhütung des Mutterkornes sind: 1) Säe mutterkornfreies Getreide aus. 2) Die ausgelesenen Mutterkörner sind nicht auf den Mist oder auf die Erde zu werfen, sondern zu vernichten 3) Feuchte, tiefliegende Felder sind zu entwässern. 4) Säe den Roggen möglichst gleichzeitig aus, dann wird die Blütezeit desselben verkürzt und die Ansteckung beschränkt. 5) Vor der Ernte ist das Mutterkorn aus den Aehren zu lesen und zu vernichten Es ist damit rechtzeitig zu beginnen, da das Mutterkorn vor der Reife des Getreides abfällt.

E. Wießner.



Der das Mutterkorn hervorrufende Pilz. 1) Aehre mit Mutterkorn, 2) Querschnitt durch einen jungen Fruchtknoten mit den auf der Oberfläche sich abschnürenden Knospensporen, 3) ein Mutterkorn mit Keulenpilzen (Claviceps purpurea) besetzt, 4) eine Keule vergrößert, die eingesenkten Fruchtgehäuse erkennen lassend, 5) ein einzelnes Fruchtgehäuse in stärkerer Vergrößerung, 6) ein einzelner Schlauch, aus dem Fruchtgehäuse die fadenförmigen Sporen entlassend, 7) Sporen des Keulenpilzes, welche in den Grasblüten keimen und dort den Honigtau hervorrufen.



Allerlei.

Mondnacht am Strande. Dame: „Wie wunderbar poetisch! Die wahre Liebe überwindet alles! Sehen Sie, so fromm und sanft wie ein Kind liegt die stolze, aufbrausende See zu den Füßen des Mondes — wie verliebt er sie aber auch anschaut!" — Offizier: „Ach, finden Sie nicht auch, gnädiges Fräulein, das Verhältnis machte sich noch schneidiger, wenn der Mond ein Monocle ins Auge geklemmt hätte!" (Berliner Hum. Bl.)

— **Als Karl III., König von Spanien**, auf dem Sterbebette lag und die heilige Wegzehrung empfangen sollte, wurde er von dem Patriarchen von Indien gefragt, ob er seinen Feinden verzeihe? worauf er ihm die wahrhaft königliche Antwort gab: „Also hätte ich bis auf diesen Augenblick warten sollen, um ihnen zu verzeihen? Ich habe ihnen allen gleich damals verziehen, als sie mich beleidigten." St.

In der Voltigierstunde. (Hölzernes Pferd.) Unteroffizier: „Denkt er denn, Kerl, daß er bloß dazu hier ist, seinem König seinen Rock abzutragen und 's teure Kommisbrot zu schlemmen? Er soll auch zeigen, daß er (im Fall der Not) für seinen König was thun kann! Also ruff auf's Pferd!" (Hum. Blätter.)

— Einst wurde **Newton** gefragt, wie er auf seine großen Entdeckungen gekommen wäre. Er antwortete: „Indem ich sie unablässig suchte!" St.

Sehr richtig. „Was studierst Du, Karl?" — „Ich zerbreche mir den Kopf darüber, ob die Prügelstrafe bei uns doch eingeführt werden wird oder nicht!" — „Unsinn! Das ist eine Sache, mit welcher der Kopf gar nichts zu thun hat."

— **Pope** war bekanntlich in hohem Grad verwachsen und schief. „Wozu kann in aller Welt," rief ihm einst auf der Straße aus seinem Wagen ein Parlaments-Glied zu, „wozu kann ein so kleines, krummes und schiefes Wesen dienen?" — „Euch zu zwingen, den geraden Weg zu gehen," erwiderte Pope, der in seinen Satyren oft die Nebenwege des Parlamentes gerügt hatte. St.

Wer ist größer? „Sie, unser Konzertmeister, der geigt Ihnen jedes Solo vom Blatte weg, wenn er's auch nie früher gesehen hat!" — „Das ist noch gar nichts, unser Kontrabassist, der trinkt Ihnen jede Flasche aus, wenn er auch den Wein früher nie gekostet hat."

— Der elsässische Dichter Eduard Spach in Lichtenberg veröffentlichte neulich eine Kriegschronik aus dem Jahre 1870 unter dem Titel: „Die Belagerung des Schlosses Lichtenberg." Das Büchlein erschien im Verlage Heitz in Straßburg. Der Verfasser schildert als Augenzeuge sowohl die Tapferkeit als auch den Leichtsinn der französischen Garnison. Eben so unparteiisch rühmt er, wie die Württemberger so tapfer vor dem Feinde und so menschenfreundlich gegen die Dorfbewohner waren. Man hat nun den bei Lichtenberg gefallenen württembergischen Jägern ein Denkmal errichtet. S.

Logogryph.

Das Erste wirst du wohl gerne erwarten,
Es hat dir schon Freude und Trauer gemacht.
Das Zweite das zählet zu Hausgerätarten,
Und ist wie du weißt, aus Holz meist gemacht.
Das Ganze dann muß sich bequemen,
In sich das Erste aufzunehmen.

Arithmogryph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12. Volksstamm in Nordasien.
2 9 12 5 9. Gebirgsmasse in Arabien.
3 11 10 11 2. Altitalische Göttin des Ackerbaues.
4 5 8 11 12. Persönlichkeit aus der Nibelungensage.
5 10 12 7. Ein Fluß in Italien.
6 5 6 5 8 11 9. Ein Vogel.
7 10 11 8 7 12. Ein Staat in Nordamerika.
8 7 11 1 4 11. Ein Dichter.
9 5 12 9 1 2 3 4 5 10 11 12. Name türk. Fußsoldaten.
10 7 8 8 11 12. Eine Getreideart.
11 6 9 6 4 7 10 5. Eine Redefigur.
12 5 10 3 9 2 2 11. Eine wohlriechende Blume.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben 1—12.

K. A. Pfister.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Arithmogryphs: Sund, Hand, Amen, Kulm, Esel, Sela, Peru, Erde, Aral, Rahel, Ende; Shakespeare; — des Homonyms: Fuchs (Schmetterling); — des Bilderrätsels: Viele Hände machen bald ein Ende.

Redaktion von C. Aug. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.